



**FRANZISKA STEINHAUER**

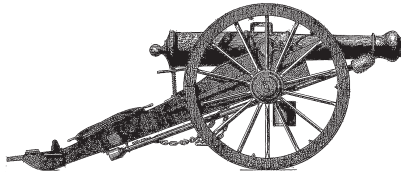
Die Stunde  
des Medicus

*Historischer Roman*

Original

**GMEINER**





**FRANZISKA STEINHAUER**  
Die Stunde des Medicus

**GEGEN DEN REST DER WELT** Im Herbst 1813 entdecken Angler die Leiche einer Frau im Unterholz. Ihr Körper weist unzählige Verletzungen auf, ihre Kehle wurde zerfetzt. Schnell kommen Gerüchte auf, ein riesiger Wolf treibe sein Unwesen in der Gegend, sei als Ausgeburt der Hölle gesandt, um die Menschen zu strafen. Der Wolf wird allerdings von niemandem gesehen. Dr. Prätorius, angesehener Wundarzt, ist fest davon überzeugt, dass ein menschliches Wesen der Täter ist. Die Truppen Napoleons sammeln sich, in den Dörfern ziehen die Gegner ihre Soldaten zusammen. Aufgeheizte Stimmung überall, die Versorgungslage ist schlecht, die Kommunikation innerhalb der Heere funktioniert nur unzureichend. Und schon bald wird wieder eine Tote gefunden. Muss man den Täter unter den Soldaten suchen? Warum sterben nur junge Frauen? Wird es weitere Morde geben? Dr. Prätorius wird zu den Franzosen gerufen, um einen Kranken zu behandeln, und gerät selbst in tödliche Gefahr ...

© Michael Helbig



*Franziska Steinhauer wurde 1962 in Freiburg geboren und lebt seit 1993 in Cottbus. Sie studierte Pädagogik mit den Schwerpunkten Psychologie und Philosophie. Ihre psychologisch fundierten und ausgefeilten Kriminalromane ermöglichen dem Leser tiefe Einblicke in pathologisches Denken und Agieren. Um ihr Wissen im Bereich der Kriminaltechnik auf eine breitere Basis zu stellen, studiert sie Forensic Sciences and Engineering an der Brandenburgischen Technischen Universität (BTU) in Cottbus im Masterstudiengang.*

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

- Kumpeltod (2013)
- Zur Strecke gebracht (2012)
- Spielwiese (2011)
- Sturm über Branitz (2011)
- Gurkensaat (2010)
- Wortlos (2009)
- Menschenfänger (2008)
- Narrenspiel (2007)
- Racheakt (2006)
- Seelenqual (2006)

**FRANZISKA STEINHAUER**

# Die Stunde des Medicus

*Ein Roman zur Völkerschlacht*

*Original*



Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH  
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch  
Telefon 075 75 / 20 95 - 0  
[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)  
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd  
Herstellung: Mirjam Hecht  
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart  
unter Verwendung des Bildes: [http://commons.wikimedia.org/wiki/  
File:Vernet-Battle\\_of\\_Hanau.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Vernet-Battle_of_Hanau.jpg)  
ISBN 978-3-8392-4297-1

»DAS IST DOCH NICHT DEIN ERNST!« Corinna von Blans-  
taff knallte das Buch zu, in dem sie gelesen hatte, und  
warf es wütend auf den Tisch. »Das hast du nicht wirk-  
lich getan!«

Ihr Mann, groß und stattlich, senkte bedrückt den Kopf.  
Ich habe schließlich geahnt, dass es Ärger gibt, dachte er bit-  
ter, das muss ich nun eben aushalten, er wird sich verziehen.

»Dein Bruder hat sich dein Wort erschlichen – und was  
unternimmst du? Nichts! Schlimmer noch: gar nichts!«,  
keifte seine Frau.

»Nun, Corinna, so ist es nicht gewesen«, begann er  
leise seine umfassende Beichte. »Es entsprach meinem  
Wunsch, dass er bei Hofe vorsprechen solle. Ich selbst  
machte ...«

Corinna fiel mit einem eigenartigen Laut tiefer in  
ihren Sessel zurück. Hartwig musterte sie einen Augen-  
blick besorgt, entspannte sich aber sofort, als er den tie-  
fen Hass in ihren Augen lodern sah. Alles in bester Ord-  
nung. Es bestand kein Anlass für die Befürchtung, seine  
Frau könnte gesundheitlichen Schaden nehmen.

»So wird er statt deiner vorstellig?«

»Ja.«

»Und wird mit Amalie nach Dresden umziehen?«

»Nun, bekommt er die Position als Berater – natürlich.«

»Und was wird aus dir?« Hartwig wunderte sich über  
die plötzliche Ruhe in ihrem Ton. Ihm schien, es könne  
nichts Gutes bedeuten, wenn Corinna nach dieser Neu-  
igkeit nicht geifernd durchs Wohnzimmer lief. Wahr-  
scheinlich, schloss er, spart sie sich ihren Atem für den  
ganz großen Streit auf, bastelt schon an beleidigenden,

verletzenden Formulierungen, die sie mir dann voller Genuss vor die Füße speit.

»Ich bleibe hier und kümmere mich um das Gestüt, wie ich es schon mein Leben lang gehalten habe. Mir steht nicht der Sinn nach höfischem Treiben. Dort frönt man nur den eigenen Eitelkeiten und muss ständig mit Intrigen und Boshafigkeiten rechnen. Nein, nein. Ich lebe lieber beschaulich – und meine Pferde hintergehen mich nicht.«

Corinna schoss aus dem Sessel hoch, reckte ihre zehn krallenbewehrten Finger vor sich in die Luft, zielte damit genau auf Hartwigs Gesicht. Aus ihrer Brust drang ein tiefes Grollen, ähnlich dem Knurren eines hungrigen Kettenhundes.

Mit Erstaunen sah der Gatte seine Frau heranfliegen. Ihre verzerrten Gesichtszüge.

Die Speichelfäden, die aus ihrem Mund flogen, wie der Geifer von den Lefzen seiner Jagdhunde. Die kalten Augen.

Kurz bevor ihre Hände ihm ernsthaft gefährlich werden konnten, packte er Corinnas Handgelenke und drückte fest zu, bis beide Hände blau wurden. Seine Frau versuchte nach seiner Nase zu schnappen wie ein tollwütiges Tier. Laut klapperten ihre großen Zähne nach jedem vergeblichen Versuch aufeinander. Sie trat gegen seine Schienbeine gleich einem ungebärdigen Pferd, versuchte sich aus der eisenharten Umklammerung zu befreien.

»Aber ich bin mit diesem Leben nicht zufrieden!«, schrie ihr Mund. »Ich will diese Langeweile nicht länger ertragen müssen. Hier gleicht ein Tag genau dem anderen. Die größte Aufregung ist die Jagd – und an der nehme



ich nicht teil, weil mein Gatte der Meinung ist, das sei keine adäquate Beschäftigung für die Dame des Hauses! Bei Hofe gibt es zu jeder Stunde Zerstreung. Soirees, Matinees, Konzerte, Theater, Belustigung!«

»Nun, du sorgst im Moment jedenfalls für meine Belustigung. Welch alberner Auftritt, Corinna!«

Die zornbebende Frau funkelte ihren Gatten an. »Dir geht es nur um dich«, fauchte sie. »Deine Ruhe, deine immer gleiche Tageseinteilung, an die sich alle sklavisch halten müssen. Alles durchorganisiert. Mir fehlt Leben und Abwechslung. Zerstreung!«

»Zerstreung benötigen nur jene, die nichts mit sich selbst beginnen können, ist für all die bedauernswerten Geschöpfe, die sich mit sich selbst langweilen. Intelligenten Menschen ist diese Empfindung fremd, ihnen ist der Geist Zerstreung genug.«

Der Schlag hatte getroffen.

Mitten ins Schwarze.

Bleich rang Corinna um Fassung. Das ist es also, schrie ihre innere Stimme gepeinigt, nur weil ich seine Genügsamkeit nicht teile, hält er mich für ein dummes Püppchen, zu nichts zu gebrauchen und von der Ödnis seiner Tage abgestoßen. Er glaubt, er hat ein Recht darauf, mich hier lebendig zu begraben – und wenn ich mich wehre, beweise ich damit in seinen Augen nur meine Einfältigkeit.

Hartwig schob die schmale Gestalt in den Sessel zurück, drückte sie fest in die Polster. Dann stützte er seine Hände auf den Armlehnen ab, beugte sich weit zu ihr hinunter, bis seine überraschend bewegliche Nasenspitze beinahe ihre berührte.

»Wenn du je an den Hof geladen werden willst, so solltest du dich mit meinem Bruder und seiner Frau gutstellen!«, wisperte er gefährlich. »Ich nämlich werde dich nicht dorthin bringen. Und – ich denke, Theodor und Amalie haben genug Schicksalsschläge erlitten. Sie verdienen diese Chance, all das hinter sich lassen zu können. Wage es nicht!«

Damit stieß er seinen schweren Körper vom Sessel hoch, hieb mit der Reitgerte einmal entschlossen gegen die hohen, glänzenden Stiefel, machte auf dem Absatz kehrt und verließ das Haus ohne jeden Abschiedsgruß.

Corinna zuckte zusammen, als die schwere Tür ins Schloss schepperte.

Ihr Atem ging schwer, das Herz rammte heftig gegen das Mieder, als wolle es ein Loch hineinschlagen.

Hinter Corinnas Stirn tobten die Teufel.

Ich bringe dich um, dachte sie, diesmal bist du endgültig zu weit gegangen!

Schon bald beruhigte sich ihr zitternder Körper bei der Planung eines Anschlags auf Hartwigs Leben. Gift? Nein, verwarf sie die erste in der Erregung geborene Idee, ein Reitunfall wäre so viel besser! Erst als die Nebel des Zorns wieder Licht in ihr Bewusstsein dringen ließen, erkannte sie, dass sie auf diese Weise zwar Hartwig los wäre, allerdings wahrscheinlicher ins Zuchthaus als in die Gesellschaft bei Hofe gelangen würde. Sie verschob den Mord bis auf Weiteres, denn eine neue Frage begann sie zu beschäftigen: Welche Regelungen hat er eigentlich für den Fall meines Witwentums getroffen?

Corinna atmete tief durch und klingelte nach dem

Mädchen, wies es an, ihre schönsten Kleider herauszulegen, und hatte beim Anziehen schon einen völlig neuen Plan, wie sie die Absichten Hartwigs vereiteln könnte. Ein wenig Geschick wäre schon vonnöten, Selbstbeherrschung war oberstes Gebot. Aber die würde sie schon aufbringen. Ab sofort ging es um alles!

Denn – das wusste Corinna genau – hier wollte sie nicht im Pferdegestank untergehen!

»Mutter!«, zischte sie in den Spiegel, in dem sie das Ergebnis ihrer Verschönerungsbemühungen bewunderte. »Du hast mich ins Verderben verheiratet. Deine Tochter an einen Langweiler verschenkt, dem jeder Apfel Pferdescheiße mehr ist als seine Frau!«

Zwei Stunden später ratterte sie vom Hof.

Die Fahrt würde deutlich länger dauern als gewöhnlich.

Durch die anhaltenden Truppenbewegungen waren die breiten und bequem zu befahrenden Straßen von Soldaten blockiert. Sie musste auf die holprigen Waldwege ausweichen, die nicht dazu geeignet waren, schweres Kriegsgerät zu transportieren. Nervös tastete Corinna nach dem Russischwörterbuch in ihrer Reisetasche und atmete auf, als ihre Fingerspitzen es erspürten. »Französisch ist ja sehr angenehm – aber die Sprache der Völker des Zaren ist nicht leicht zu erlernen. Da ist es gut, vorbereitet zu sein. Schließlich weiß man nie, mit wem man auf der Strecke zusammentrifft!«, erklärte sie sich selbst, um ihre Ängste zu vertreiben.

Wer zaudert, erreicht sein Ziel nicht, wusste sie sicher, also werde ich nicht zaudern!

# DIE ERSTE FRAU

WAHRSCHEINLICH WIRD KEINER VON UNS den Tag je vergessen. Den nicht und was danach folgte wohl auch nicht.

Mein Bruder Klaus und ich waren zusammen mit Onkel Matthäi aufgebrochen, um unser Geschick im Fischfang zu verbessern. Meine Mutter war der Meinung, es könne nicht schaden, wenn wir in der Lage wären, den Speisezettel der Familie deutlich zu erweitern. Natürlich kannte ich den wahren Grund. Meine Mutter, eine sehr kluge Frau, wusste, dass Brüder unseres Alters ihre Kräfte und ihr Können messen müssen. Sicher, es stimmte was im Dorf geredet wurde, nämlich dass sie deutlich klüger als schön war, uns jedoch störte das nicht.

Wir drei hatten also unsere Rucksäcke gepackt. Wegzehrung für uns, Köder für die Fische, unsere selbstgebastelten Angelruten. Es würde für die Fische nicht einfach sein, uns zu entkommen, denn wir waren schon recht geübte Angler.

Außerdem stand der Mond auf unserer Seite.

Lorenz, ein kauziger Mann aus dem Dorf, von dem niemand sagen konnte, wie alt er war oder woher er stammte, hatte uns im Sommer erklärt, nach Neumond und vor Vollmond würden die Fische besonders gut beißen.

Und in der letzten Nacht hatte sich der Mond gar nicht am Himmel gezeigt.

Klaus und ich waren sicher, wir würden so viele fangen, dass wir Hilfe beim Heimtragen bräuchten.

Matthäi führte uns zu einer Stelle an der Parthe, die

ein wenig versteckt lag. Das dunkle Wasserband machte hier eine Biegung, das Ufer verschwand fast vollständig unter Gestrüpp und kam erst weiter flussabwärts wieder zum Vorschein. Matthäi behauptete, hier fühlten die Fische sich sicher, fänden Schatten, und die anderen Fischfänger kämen nur selten her zum Angeln, weil sie sich durch das Unterholz arbeiten mussten, das sei vielen zu beschwerlich. Klaus watete durchs Wasser, was nach den vielen Regenfällen, die selbst den kleinen Fluss hatten anschwellen lassen, gar nicht so einfach war, und setzte sich an der gegenüberliegenden Uferseite auf einen Stein.

Wir warfen unsere Ruten durch die Luft, ließen die Regenwurmköder eintauchen und warteten. Schweigend.

Sehr lange.

Wortlos. Lautlos.

Ich beobachtete, wie Klaus eine stattliche Forelle fing und in seinen Eimer warf.

In meinem schwammen nach kurzer Zeit auch schon drei, unser Onkel war auch erfolgreich. Mehr Beute, als wir zum Abendessen allein verzehren konnten.

Die Sonne krabbelte am Himmel empor. Es wurde erst warm, dann unerwartet heiß für einen Herbsttag.

»Matthias«, erklärte mir Onkel Matthäi, »ich glaube, wir machen noch eine Stunde weiter. Die beißen heute so gut, da fällt genug an für eine Ladung in der Räucher-kammer. Deine Mutter wird sich freuen.«

Klaus war auch einverstanden, er hatte wohl einen Rückstand auszugleichen, und so blieben wir am Fluss.

Ich glaube, es war Matthäi, der sich zuerst beschwerte.  
»Es stinkt!«

Und das stimmte tatsächlich.

»Kommt vom Wasser«, behauptete Klaus. »Hier ist wenig Strömung. Es wird brackig.«

Erneutes Schweigen.

Wir behielten unsere Angeln fest im Blick.

Nach einer Weile maulte Matthäi: »Es stinkt nicht nach verdorbenem Wasser!«

Mein Onkel konnte manchmal nervtötend rechthaberisch sein.

»Sind bei euch auch so viele Wespen?«, fragte ich, denn, wengleich ich es nicht zugegeben hätte, die Stiche waren schmerzhaft, das Gesumme lästig.

Dem Lärm nach zu urteilen, musste das Nest im Gebüsch hinter mir sein.

»Bei mir nicht«, rief Klaus grinsend, doch Matthäi, der ein paar Meter von mir entfernt stand, nickte. Bei ihm waren die Biester also auch.

»Du bist am anderen Ufer«, stellte ich fest. »Vielleicht mögen die nicht übers Wasser fliegen. Dann hast du die bessere Seite gewählt.«

Ich beobachtete, wie Matthäi aufstand und im Unterholz verschwand.

Der viele Tee vom Frühstück drückte, nahm ich an.

Nach einer Weile kam er zurück.

Nahm wortlos seine Rute wieder in die Hand.

Starrte ohne Regung aufs Wasser.

Überraschend begann er heftig zu würgen.

In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie jemanden so kotzen sehen.

»Mensch, Matthäi! Was ist dir?«, ich lief zu ihm und

bemerkte sofort, wie ungewöhnlich bleich er war. Deutlich weißer als sein Hemd.

Langsam kam er wieder zu Atem. Spülte sich den Mund mit Flusswasser aus.

Starrte mit glasigen Augen vor sich hin.

»Besser?«, erkundigte ich mich, und mein Onkel nickte und schüttelte gleichzeitig den Kopf.

»Sollen wir nach Hause gehen?«, fragte Klaus, der angewatet kam.

»Nein, nein«, stöhnte Matthäi. »Wir können sie doch nicht einfach so da liegen lassen.«

Dieser Satz ergab keinen Sinn. Schließlich waren wir nur zu dritt; und keiner von uns weiblich.

Vorsichtshalber legte ich meine Hand auf seine Stirn. Bei meinem letzten heftigen Fieber hatte ich jede Menge Unfug geredet, hatte Dinge gesehen, die außer mir keiner sah. Drachen, die sich in der Schublade räkelten, Zwergengesichter an der Wand hinter meinem Bett, seltsame Fabelwesen, die durch das Zimmer tobten.

Doch Matthäi war nicht heiß.

Klaus nahm eine Handvoll Wasser und schleuderte es ins Gesicht unseres Onkels. »Der hat einen Sonnenstich!«

»Verdammt, hört auf damit«, fluchte Matthäi. »Da hinten liegt eine tote Frau.«

»Wo soll hier eine tote Frau herkommen?« Klaus gab sich gern herb männlich. »Hattest du was in deinem Tee? Von den seltsamen Pilzen, die wir für den Medicus gesammelt haben? Die gegen Schmerzen helfen sollen? Wer weiß, vielleicht erzeugen sie auch Trugbilder.«